In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 295 | **Posen, den 22. Dezember 1929** | **3. Jahrg.**



(29. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Die Firmen boten ihm einen Vergleich an

Karl zeigte sich nicht abgeneigt. Als er aber die Entschädigungssumme nannte, zogen sie ihren Vorschlag zurück.

„Gut,“ sagte Karl, „Sie werden eben mit den Gerichtskosten ein paar Pfennige mehr bezahlen.“

Am gleichen Tag übergab er dem Rechtsanwalt der Firma alle Unterlagen, und Dr. Wehrfeld reichte noch am gleichen Tage beide Klagen bei dem Landgericht ein. Das Amtsgericht war nicht mehr zuständig, da die Entschädigungssummen je 6800 Mark betrugen.

* * *

Der bewußte Donnerstag kam.

Bolle fuhr mit seiner Tochter, Karl und verschiedenen Meistern und Gesellen des Betriebes, die als Zeugen aufgerufen worden waren, vor Gericht.

Die Verhandlung ging sehr rasch vonstatten, denn Steinicke mußte überhaupt nichts anzuklagen.

Es stellte sich heraus, daß er vielleicht ein dutzendmal im Betrieb gewesen war, und nicht einen einzigen Mißstand wußte er anzuführen.

Sein Rechtsanwalt war von vornherein davon überzeugt, daß es wenig zu retten gab. Er bat nur, seinem Klienten mildernde Umstände anzurechnen, da ihn die Not zu dem Schritt getrieben habe.

Ungünstig fiel für ihn in die Wagschale, daß er wegen fortgesetzten Betruges entlassen worden war.

Die Richter und die Geschworenen waren einmütig empört.

Im Falle Keil lag die Sache noch klarer.

Hier war in dem Parlograph ein so unbestechlicher Zeuge vorhanden, daß jeder Versuch einer Verteidigung, jedes Ableugnen von vornherein unmöglich war. Bereits nach zwei Stunden zogen sich die Geschworenen zurück.

Sie erkannten in beiden Fällen einstimmig auf „Schuldig“.

Danach fällten die Richter den Spruch. Er fiel sehr hart aus.

Die Angeklagten wurden jeder zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Der ehemalige Prokurist Steinicke wurde ohnmächtig, als das Urteil verkündet wurde. Keil bot einen Anblick der ohnmächtigen Wut.

Zu Bolle gewandt, schrie er ihm heiser vor Wut zu: „Aber Ihre Firma wird trotzdem zum Teufel gehen!“

Bolle entgegnete ruhig: „Nun nicht mehr! Jetzt weiß jeder, was an der Sache dran war. Bolle war sauber und wird's bleiben.“

Dann nahm er die Glückwünsche der anderen entgegen. Er fühlte sich wieder erleichtert. Es war ihm die letzten Tage nicht sehr wohl gewesen, denn die Abbestellungen und Herabminderung verschiedener Aufträge hatten nicht aufgehört.

Nun aber würde es wieder werden.

* * *

Die Presse brachte das Urteil, schloß teilweise auch wohlwollende Kommentare an.

Bolle erwartete nun, daß sich die Geschäftslage ändere, aber . . . es trat nicht ein. Im Gegenteil, der Umsatz ging weiter zurück.

Bolle fühlte sich von Tag zu Tag gedrückter. Karl gelang es oft nur schwer, ihm wieder Mut zu machen.

Er kämpfte förmlich um die Firma. Täglich verwandte er Stunden an die Korrespondenz, schrieb den Firmen, die sich von Bolle zurückzogen, Briefe, aber . . . es schien nicht viel zu nützen.

Aber er verlor trotzdem nicht den Mut.

„Sie kommen alle wieder,“ sagte er zu Bolle. „Wir müssen noch ein paar Wochen oder Monate Geduld haben! Sie kommen wieder. Unsere Ware ist doch erstklassig. Sie setzt sich von selber wieder durch.“

Grete fand von Tag zu Tag mehr Bewunderung für Karls spontane Tatkraft, mit der er alle mitriß. Im Betrieb bissen sie die Zähne zusammen. Es wurmte jeden einzelnen, daß der Umsatz immer kleiner wurde, aber . . . sie blieben bei Bolle.

Die Gefahr der Herabminderung der Belegschaft trat an die Firma heran.

Karl sprach mit den Leuten.

Sie sahen es ein. Aber es kam nicht dazu.

Die Belegschaft, die an dem Betriebe hing, trat zusammen und erklärte sich damit einverstanden, daß der Lohn um 25 Prozent herabgesetzt wurde, bis die schlechte Zeit überwunden war.

Karl, aber noch mehr Bolle, war davon aufs angenehmste überrascht.

Bolle nahm das Angebot an und erklärte seinen Leuten, daß, sobald es die Verhältnisse gestatten würden, die Differenz nachgezahlt würde.

Ein solcher Fall der Zusammenarbeit zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber war gewiß ein Novum, aber er wurde verständlich, wenn man berücksichtigte, daß die Arbeitsverhältnisse in menschlicher wie in betriebstechnischer Hinsicht nirgends so gut waren, wie bei Bolle.

Der kleine Bolle war wie ein wohlwollender Vater gewesen.

* * *

Manfred Bolle mußte noch acht Tage in Berlin bleiben, bis er seinen Paß hatte. Er fuhr zweite Kajüte. Nach Abzug der Ueberfahrt blieben ihm noch rund 1000 Mark.

Drüben wollte er arbeiten. Das hatte er sich fest vorgenommen. Er war ohne Illusionen, wußte, daß er von unten anfangen mußte, und hatte sich schon mit dem Gedanken abgefunden, daß er als Stiefelputzer oder Tellerabwascher in einem Lokal oder als irgendein ganz Kleiner anfangen mußte.

Er fuhr mit dem Hapagdampfer „Amalfi“.

Es herrschte schönes, sonniges Wetter, und die Passagiere waren dauernd auf Deck. Auch Manfred sonnte sich.

Er vermied es, Bekanntschaften zu machen, denn das wußte er: Bekanntschaften verpflichten und kosten meist Geld. Und er wachte ängstlich über seinen Schatz.

Aber eines Tages machte er doch die Bekanntschaft eines Deutschamerikaners, eines gewissen Webster — er hieß eigentlich Weber — mit seiner Tochter Mary, einer jungen, nicht gerade schönen, aber schlankgewachsenen sympathischen Dame, die Ende der Zwanzig war, wie er.

Und das kam so.

Er hatte am Abend Langeweile und schlenderte durch den Rauchsalon.

An einem der Tische saß der bewußte Webster, ein Koloß von Gestalt, dessen abgeklärtes, vergeistigtes Gesicht gar nicht recht auf den riesigen Rumpf paßte, und spielte mit einem anderen Passagier Schach.

Websters Gegner hatte gerade die Rochade gemacht.

Webster sagte: „Es ist bereits einmal Schach geboten worden. Sie können nicht mehr rochieren.“

„Doch!“ sagte sein Partner. „Mein König hat seinen Standplatz noch nicht verlassen.“

Es ging hin und her zwei Meinungen standen gegeneinander Bis sich Webster an Manfred wandte und sagte: „Verzeihung, mein Herr Spielen Sie Schach?"

Manfred erhob sich und trat näher

„Ja! Gestatten Sie . . . Manfred Bolle."

„Angenehm, Willy Webster. Sagen Sie mer von uns beiden hat recht?"

„Ihr Partner, Herr Webster! Die Rochade kann noch ausgeführt werden, wenn der König seinen ursprünglichen Platz noch nicht verlassen hat. Ganz gleich, ob bereits Schach geboten wurde oder nicht."

Damit war es entschieden. Webster beugte sich dem Spruche. Das Spiel ging weiter und wurde von Webster nach dem 46. Zuge gewonnen

Manfred sah der Partie zu.

Als ihn Webster, nachdem ihn sein Partner verlassen hatte, bat, doch eine Partie mit ihm zu spielen, war Manfred gern einverstanden

Manfred war ein guter Spieler

Und so kam es, daß er Webster vollständig überrumpelte. Es gelang ihm, seinen Turm hinter seine Dame zu placieren. Mit seinem Springer und seinem Läufer machte er die Bahn frei, und bereits beim 12. Zug bot Manfred Schach

Und siehe da . . . Webster war matt

Auch die zweite und die dreitte Partie, die die letzte war, gewann Manfred und errang sich damit den Respekt Willy Websters.

Nach dem Spiel unterhielten sie sich.

„Sagen Sie, Herr Bolle, sind Sie mit der bekannten Fleischwarenfabrik Bolle & Sohn verwandt?"

„Allerdings, ich bin der bewußte Sohn," sagte Manfred erstaunt

„Ausgezeichnet!" sagte Webster. „Da sind wir ja vom gleichen Metier Ich habe in Chikago eine große Fleischwarenfabrik, Konserven und Wurst. Habe mich jetzt in Deutschland mal umgetan Famose Fabriken habe ich gefunden, aber die beste ist doch die Ihres Herrn Vaters. Ihr Herr Vater hat mir den Betrieb gezeigt Ein Musterbetrieb Habe manches daran gelernt. Eine tüchtige Kraft hat Ihr Herr Vater, wie hieß er denn . . "

„Karl Große!" half Manfred

„Ja, stimmt Der Mann ist unbezahlbar für Ihren Herrn Vater Habe dem Mann monatlich 800 Dollar geboten und Gewinnanteil. Aber . . . er hat nur gelächelt."

Manfred war erstaunt

„Davon weiß ich nichts."

„Hatte ihn um Diskretion gebeten. Ist 'n Kerl, hält sie auch Sehen Sie, mein verehrter Herr Bolle, ich hatte gehofft, eine tüchtige Kraft mit nach drüben zu nehmen, aber . . . ich habe keine gefunden Schade, schade!"

Sie sprachen dann noch Verschiedenerlei

Schließlich fragte Webster: „Was suchen Sie drüben in den Staaten? Wohl auch so . . Studien machen?"

Manfred nickte. Es würgte ihm in der Kehle. „Ja, so halb und halb."

Webster stutzte. Er hörte mehr aus den Worten heraus, als Manfred glaubte, aber er schwieg einstweilen

* * *

Am nächsten Tag stellte Webster dem jungen Bolle seine Tochter vor.

Mary begrüßte ihn mit ruhiger Freundlichkeit. Manfred war leicht verlegen.

Er fand den Faden nicht so recht bei der Unterhaltung. Aber Mary half ihm immer wieder, bis seine Befangenheit gewichen war und sie beide im schönsten Unterhalten waren.

„Papa hat mir erzählt, daß Sie ein großer Meister im Schach sind."

Manfred wehrte verlegen ab. Die Verlegenheit stand ihm gut, sie nahm ihm das Blasierte und ließ ihn jung erscheinen.

„Es ist nicht so arg. Wenn Ihr Herr Vater erst meine Spielweise kennt, dann werde ich es auch schwer haben, ihm eine Partie abzunehmen."

„Haben Sie auch noch andere Passionen?"

„Ein wenig spiele ich Tennis Aber es ist nicht weit her. Schwimmen kann ich gut. Ich war auch eine Zeitlang in einem Sportklub und galt damals als guter Läufer. Damit erschöpft sich aber mein bißchen Talent."

„Denke dir, Mary," warf Webster ein, „Herr Bolle macht eine Studienreise nach den Staaten. Ich habe ihn eingeladen, auch zu uns zu kommen und will ihm gern meinen Betrieb vorführen."

„Das ist famos!" sagte das Mädchen erfreut. „Vater hat auch die Firma Bolle besichtigt. Ich war mit dabei. Sie ist ein Musterbetrieb."

Das Lob freute Manfred

Sie waren tagtäglich zusammen, und am vierten Tage der Reise dachte Manfred: „Herrgott im Himmel, du gibst mir hier eine Chance vorwärtszukommen."

Und er überlegte, ob er sich Webster anvertrauen solle. Ja, er wollte es. Er fuhr mit ihm nach Chikago, und dort wollte er ihn bitten, daß er ihn in seinen Betrieb einstelle.

Er hatte ja in seines Vaters Betrieb etwas Tüchtiges gelernt O, er traute sich schon zu, wenn auch die drei Jahre des Nichtstuns dazwischen lagen, etwas zu leisten.

Plötzlich dachte er: „Hätte ich Großes Gewürzgeheimnisse! Wie würden sie mir weiterhelfen "

Und da kam er zu einem Entschluß. Er wollte Große telegraphisch bitten, sie ihm für Amerika zu überlassen. Vielleicht tat er es. Es war ja keine Gefahr für ihn, wenn man in Amerika gleichgute Wurst machte.

Er hatte plötzlich alles Vertrauen zu dem Manne

Und am gleichen Vormittag setzte er seinen Entschluß durch und telegraphierte.

* * *

Karl war nicht schlecht erstaunt, als er das Telegramm erhielt

Er erbrach es und las: „Habe eine Stelle in einem großen Betrieb in Aussicht. Wollen Sie mir helfen und mir Ihre Würzrezepte für Amerika überlassen? Ich wäre Ihnen ewig dankbar, wenn Sie mir helfen Manfred Bolle an Bord der „Amalfi"

Karl begab sich sofort zu Bolle und überreichte dem Ueberraschten das Telegramm.

Bolle schüttelte den Kopf

„Also er schwimmt, der Junge An Bord der „Amalfi" ist er Und 'ne Stelle hat er in Aussicht. Das könnte mich beinahe freuen "

„Meine Rezepte will er, Herr Bolle."

„Da kann ich nichts zu sagen. Der Manfred ist nie freundlich zu Ihnen gewesen "

Karl nickte „Das stimmt schon, aber . . . ich will ihm meine Rezepte schicken."

„Das wollen Sie tun?" sagte Bolle erstaunt.

Karl nickte „Ja! Ich sehe darin für mich und für unsere Firma keine Gefahr Die amerikanischen Wurstfabriken lassen ihre Wurst im Lande, und wir können auch keine rüberschicken."

„Sie sind ein guter Kerl, Herr Große!"

„Ach was, nicht der Rede wert. Ich freue mich, daß aus dem Jungen noch ein richtiger Kerl zu werden scheint Und da ist es meine Pflicht, ein wenig zu helfen. Meinen Sie nicht, Herr Bolle?"

„Stimmt, stimmt! Aber jeder tut das nicht."

„Jeder?" lächelte Karl herzlich „Ich bin auch nicht jeder. Also jetzt telegraphieren Sie Manfred mal, Herr Bolle, daß ich die Rezepte schicke, und er soll die Adresse angeben "

„Wird gemacht, Herr Große Recht schönen Dank auch. Wenn nur unsere Geschäfte besser gingen."

„Wird wieder. Jetzt stagniert es. Kommt alles wieder!"

* * *

Der Steward brachte Manfred das Telegramm

Der saß grade mit Webster und dessen Tochter zusammen.

Eilig erbrach es Manfred und las: „Große schickt dir die Rezepte, drahte Adresse und werde ein tüchtiger Kerl. Dein Vater."

Manfred wurde vor Freude über und über rot. Sein Herz quoll vor Dankbarkeit über.

„Eine gute Nachricht?" fragte Webster freundlich

Manfred nickte hastig „Ja, ja, eine sehr gute Nachricht. Herr Webster, Sie sagten vor einigen Tagen, daß Sie sich gern einen tüchtigen Kerl aus Deutschland mitgenommen hätten."

„Stimmt! Aber ich habe keinen gefunden."

„Wollen Sie es mit mir versuchen?"

Webster und seine Tochter sahen ihn erstaunt und erfreut an.

„Sie? Ja, ich denke . . . Sie wollen zu Studienzwecken . . .?"

„Nein! Ich will nach drüben, um mir eine eigene Existenz aufzubauen. Ich will Ihnen rückhaltlos alles erzählen."

„Wir sind sehr gespannt, Herr Bolle!" sagte Mary herzlich.

„Ich . . . mußte Deutschland verlassen wegen Schulden, die mein Vater bezahlt. Ich war drei Jahre eine Tunichtgut."

Und er erzählte die unglückselige Wettgeschichte.

Sie hörten ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind.

Weihnachtserzählung von Ernst Dieders.

Im Hause des Kommerzienrats Ellmer herrschte eine ungewöhnliche Aufregung. Alles ist voll nervöser Hast und überstürztem Eifer. Denn heut ist Christabend, ein Tag erhöhter Arbeit und vermehrter Sorge. Die Köchin hat in der Küche alle Hände voll zu tun und läuft dennoch alle halben Stunden durch mehrere Räume nach dem Schlafzimmer der gnädigen Frau, um zu horchen, ob es schon so weit ist. Das Stubenmädchen stellt alle Dinge an den unrechten Ort, so nervös und voller Bangnis ist sie, wie es ablaufen werde. Sie weiß es bereits, daß der Herr Kommerzienrat noch einen berühmten Professor hinzugezogen hat, der jeden Moment eintreffen kann. Im großen Gesellschaftszimmer ist Tante Grete, die Schwester der gnädigen Frau beim Christbaumputzen. „Gütiges Schicksal," murmelt sie vor sich hin, „laß es ein süßes kleines Mädel sein, Jungen sind allesamt Teufel."

Im Schlafzimmer liegt Frau Ruth Ellmer, blaß, aber mit fiebernden Augen in den Kissen, die von Spitzenwerk überrieselt sind. Sie hat ein schmales, feines, ebenmäßiges Kindergesicht, von tiefdunklem, welligem Haar eingerahmt. Ihre Hände, weiß und zart, bewegen sich unruhig auf der Bettdecke. Sie muß furchtbar leiden, denn über Stirn und Wangen und die geschlossenen Augen läuft ein krampfhaftes Zucken. Manchmal öffnet sich der Mund, der im Schmerze dünn wie ein Strich ist, und vermag ein Wimmern nicht zurückzuhalten. das sich bisweilen zu kurzem, schrillem Schrei steigert. Wenn sie die Augen aufschlägt, groß und dunkel, schaut eine gütige, lächelnde Seele heraus, die aus Leid zu Größe heraufwuchs.

Der Kommerzienrat, der soeben mit dem Professor eintritt, begrüßt seine Frau und beugt sich über ihre kleine, durchsichtige Hand, sie zärtlich küssend. Ein langanhaltender Schrei zerreißt alle Stimmen und Geräusche ringsum. Nur die Menschwerdung spricht. Eine barmherzige Ohnmacht erlöst die leidende Frau. Der Herr Professor, dessen Gesicht ruhig und undurchdringlich ist, zuckt doch ein wenig bei diesem Schrei zusammen und sagt zu dem Manne, der am Kopfende des Bettes steht: „Beunruhigen Sie sich bitte nicht. Es hat nichts zu bedeuten. Die Geburt ist schwer, aber durchaus ohne Gefahr für die Mutter. Hingegen fürchte ich, daß das Kind kaum zu retten sein wird."

„Lieber Herr Professor, tun Sie das Menschenmöglichste. Es wäre das Grausamste, was meiner Frau zustoßen könnte. Niemand kann ermessen, wie sehr sie sich auf das Kind freut, mit welcher Inbrunst sie es erwartet, und mit welcher Zuversicht sie mir immer wieder sagt: Wir werden ein Christkindlein haben, das wird mein schönstes Weihnachtsgeschenk, das Schicksal ist gut."

Der Professor sieht den bittenden Mann, der schon grau an den Schläfen ist und in der mitfühlenden Sorge um seine Frau ganz alt und gebeugt aussieht, mit ruhiger Bestimmtheit an und sagt: „Geh'n Sie jetzt hinaus. Es greift Sie an, und Ihre Anwesenheit ist jetzt hier nicht erforderlich. Man wird Sie rechtzeitig benachrichtigen."

Kurz darauf winkt die Pflegerin den rastlos Auf und Abschreitenden herein. Aus den bestürzten Gesichtern liest er das Unglück ab, das der Arzt mit gesenkter Stimme bestätigt. „Es ist tot, ein Knabe. Es war kaum anders zu erwarten."

„Weiß es meine Frau?"

„Noch nicht. Sie schläft jetzt. Man hat ihr nur gesagt, daß es ein Knabe ist, sehr schwächlich und zart. Aber lange wird man es nicht verheimlichen können."

„Gibt es denn gar keinen Ausweg, Herr Professor? Nur heute, nur daß sie ihre Christkindfreude haben kann. Irgend eine barmherzige Lüge."

„Auswege gibt es genug, aber ich rate Ihnen ab. Man kann sie eine, zwei Wochen hinhalten mit der Begründung, das Kind müsse wegen seiner Schwächlichkeit sofort in klinische Behandlung. Sie könne es erst später sehen."

„Und nachher?"

„Nun nichts ist einfacher, als ein anderes Kind unterzuschieben. Da ist zum Beispiel gestern in unsere Klinik ein armes Mädchen eingeliefert worden, siebzehn Jahre etwa, Vater unbekannt. Sie hat es nicht überstehen können, war zu jung noch. Aber das Kind lebt, ein schöner, dunkler Knabe. Nochmals, ich rate Ihnen zu nichts, oder vielmehr, ich halte das Einverständnis Ihrer Frau Gemahlin für unumgänglich erforderlich. Immerhin glaube ich, daß gerade Sie fähig und in der Lage wären, einem armen verwaisten Kinde Eltern und Heimat zu geben."

„Ich kann Ihnen jetzt noch nicht auf Ihren Vorschlag antworten, Herr Professor. Lassen Sie es mich überlegen."

Die junge Frau hatte während ihres langen Schlafes einen wunderbaren Traum, gemischt aus Freude und Leid. Sie war im Hause ihrer Eltern. Weihnachtsabend. Herrlich strahlte der Baum, aber als sie auf ihn zuging, fing er an, sich zu bewegen, und sein Stamm war wie eines Menschen Leib, dessen Füße gehen mußten, von unsichtbarem Zwang getrieben. Mit den Lichtern winkte er wie mit Fingern, zu folgen. Und die goldenen Sterne, die in seinen Aesten hingen, waren wie Augen von Menschen, die traurig und dennoch glücklich sind. Sie ging ihm nach wie schlafwandelnd, über die Schwelle, den Vorgarten, die Straßen, ans Ende der Stadt bis hinaus in den Wald. Die Menschen, die an ihr vorbeieilten, waren wie Schatten und gingen durch sie hindurch. Sie hatten leuchtende Augen und Stirnen, und ihr frohes Lippenbewegen hieß: Christ ist geboren, freuet euch. In der Luft war ein Rauschen von Millionen Stimmen, die sangen Stille Nacht, heilige Nacht. Mitten im Wald auf einer blassen Wiese, über der Mond und Sterne mit unvergänglichem Licht hingen, stand der wandelnde Baum still, und Tausende von Sternen fielen in seine Zweige, so daß überirdisches Leuchten von ihm ausging. Frau Ruth ging diesem strahlenden Wunder in einer unerklärlichen Verzückung nach, es war, als ob sie schwebte, ihre Füße berührten den Erdboden nicht, der verschneit und von blender Reinheit war. Aber mitten hindurch ging ein Riß, klaffte schwarz und breit. Wer hatte der Erde diese Wunde geschlagen? Der Riß lief auf sie zu, fraß sich in ihren Leib, in dem heftige Schmerzen zu wühlen begannen.

Sie sah trostsuchend nach dem Wunderbaum. Dann stand jenseits des Spaltes das Kind, ihr Kind. Es war schmal und zart und fror. Seine Aermchen streckten sich zu ihr aus, aber es konnte nicht hinüber, und sie konnte es nicht erreichen, denn der Riß trennte sie. „Was tust du hier mein Liebling, und wo hast du die goldenen Flügel her? Flieg' doch her zu mir." — „Ach Mama, ich darf nicht. Deine Tränen beschweren und halten fest. Ich bin ein Engel geworden und kann doch von der Erde nicht los. Man hat es dir nicht gesagt, und du darfst nicht traurig sein. Siehst du, ich hätte nicht leben und nicht sterben können. Man kann bei euch so arme schwache Dinger nicht brauchen."

Frau Ruth war es sonderbar zumute. Sie wollte und konnte es nicht. Jemand zupfte sie am Kleide. Als sie sich umwandte, sah sie ein kleines, rundes, rosiges Bübchen. Das lächte und sagte: Küsse mich Mama, Christ ist geboren. Sie mußte sich tief herabneigen, um es auf den Arm zu nehmen, und eben, als sie ihr Gewand auseinanderschlug, um das Kind einzuhüllen, sagte der Arzt, von dem sie nicht wußte, wie er plötzlich hergekommen war: Seine Mutter ist bei der Geburt gestorben. Sie war erst siebzehn Jahre alt — — — —

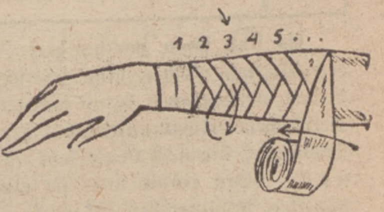
Sie erwachte und wunderte sich, daß der alte Herr Professor an ihrem Bett saß, ihre Hand hielt und mit eindringlicher Stimme sagte:

„Ihnen ist das Kind und einem armen Wesen die Mutter genommen worden. Das Christkind schickt Ihnen das Kleine, damit Ihre Traurigkeit Freude werde. Sie werden es lieb haben wie Ihr eigenes, denn es ist ganz verlassen in der Welt, ohne Heimat und ohne Liebe. Sie aber haben ein gütiges Herz."

Da mußte sich Ruth Ellmer auf ihren Traum besinnen, und obwohl Tränen unaufhaltsam aus ihren Augen stürzten, war in ihrem Herzen Frohlocken, denn im Zimmer war ein Klingen von Kinderlied und Kinderlachen.

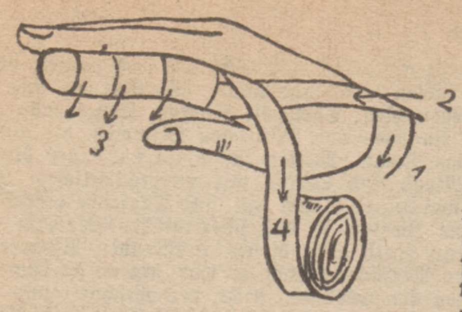
Wie legt man Notverbände an?

Notverbände anzulegen, ist eine Kunst, die nur durch lange Uebung erlernt werden kann. Auch auf diesem Gebiete gibt es Künstler und Dilettanten; mancher lernt es nie, und auch dann noch nicht ordentlich. Nur der kann und soll seinen Kameraden bei Unglücksfällen zu Hilfe eilen, der die nötige Uebung und Geschicklichkeit besitzt, wirksam zu helfen. Wer nicht über eine gewisse Kaltblütigkeit verfügt, wer „kein Blut sehen kann", wird nie ein erwünschter Retter in der Not sein, mag er auch das ABC der Verbandskunst im stillen Kämmerlein noch so gut erlernt haben. Im praktischen Leben werden andere Ansprüche gestellt, als es sich in der Theorie lehren läßt; und der wirklich Geschickte wird auch dann nicht ratlos sein, wenn er einem auf der Bootspartie verunglückten Freunde einen Schienenverband ohne Schiene und ohne Verbandstoff anlegen soll. Der Rat, auf jedem Ausflug einen Verbandkasten mitzuführen, ist unnütz, weil er doch nicht befolgt wird. Der Erfinderische wird leicht eine Schiene durch einen Ast, die Polsterung durch Gras, die Binden durch Schnüre, Lederriemen oder dergleichen ersetzen können. Allerdings ist es kein unbilliges Verlangen, daß **jeder Sportverein** über genügendes Verbandmaterial verfügen soll. Jeder, der irgendeinen Sport treibt. oder der in seinem Beruf Verletzungen ausgesetzt ist, sollte rein handwerksmäßig die einfachsten Verbände erlernen.



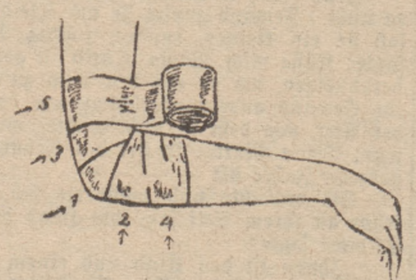
Mit einem Notverband kann man sehr verschiedene Zwecke verfolgen. Der Verband kann ein gebrochenes Glied

ruhig stellen und dadurch die Beschwerden beim Transport verringern. Der Verband kann eine Blutung stillen oder eine Wunde vor Verunreinigung schützen. Will man diesen letzteren Zweck erreichen, so ist es notwendig, die Wunde mit keimfreiem Mull vorerst zu bedecken. Ein unsauberes Taschentuch, das auf eine offene Wunde gelegt wird, schützt nicht vor Verunreinigung, sondern bringt im Gegenteil neue Krankheitsstoffe hinein. Keimfreier Mull, den man in luftdichter Verpackung erhält, darf natürlich beim Auspacken nicht mit den Fingern berührt werden. Falls man nicht über Pinzetten verfügt, die vorher in Alkohol gereinigt werden müßten, fasse man den Verbandstoff vorsichtig mit den Fingerspitzen an den Ecken an und sorge dafür, daß die dadurch verunreinigte Stelle des Verbandstoffes nicht mit der Wunde in Berührung kommt.



Jedes unnötige Herumarbeiten in offenen Wunden ist, zumal beim Notverband, zu vermeiden. Nur ganz grobe Verunreinigungen kann man mit einer in Alkohol gereinigten Pinzette entfernen.

Der Verbandmull wird dann mit einer Binde befestigt. Es ist hier leider nicht möglich, auch nur die am häufigsten vorkommenden Verbände zu beschreiben. Wir begnügen uns deshalb damit, drei einfache Verbände im Bilde wiederzugeben. Diese Abbildungen sollen zu den ersten Uebungen an den kommenden langen Winterabenden anregen.



Mancher, der dabei sein Talent entdeckt, wird dann vielleicht Anlaß nehmen, sich durch einen Verbandkursus für größere Taten vorzubereiten. Die Reihenfolge der einzelnen Touren ist durch Zahlen, die Richtung durch Pfeile angedeutet. Der Unterarmverband (Bild 1) beginnt also über dem Handgelenk und geht von dort nach oben. Beim Uebergang von dünneren zu dickeren Stellen muß man, um Falten zu vermeiden, die Bindenrolle um ihre Querachse drehen, wie es ebenfalls auf der ersten Abbildung zu sehen ist. Der Fingerverband (Bild 2) nimmt auch am Handgelenk seinen Anfang. Nachdem man mehrere Touren um das Ende des Unterarmes gelegt hat, geht man (von der Hohlhandseite kommend) direkt zum Finger, legt um diesen mehrere Touren und führt dann die Binde unter das Handgelenk zurück. Etwas schwieriger schon ist der Ellbogenverband (Bild 3). Er geht zunächst direkt über das Gelenk hinweg, wird aus der Ellenbeuge heraus abwechselnd um Unter- und Oberarm geführt, so daß sich die Touren in der Gelenkbeuge kreuzen.

Ganz ähnlich wird ein Knieverband angelegt. Es ist schwer, nach Abbildungen allein Verbände zu lernen. Die Ausführungen in diesem Artikel sollen deshalb vor allem als Anregung aufgefaßt werden. Dr. med K.

Aus aller Welt.

Es sind schon zweihundert Jahre her, daß Graf Zinzendorf den Versuch machte, eine wirtschaftlich-religiöse Gemeinschaft zu bilden, von der wir heute sagen würden, sie sei der Versuch eines christlichen Kommunismus gewesen. Diese bemerkenswerte Schöpfung, die noch heute lebt, ist die Brüdergemeinde „Herrnhut“. Man findet über sie einen großen Bilderaufsatz in der neuesten Nummer der „Münchner Illustrierten Presse“ (Nr. 51) — „Alle Jahre wieder“ betitelt sich eine Bilderfolge über die Weihnachtseinkäufe. - Besonders machen wir auf das prachtvolle Bild vom historischen Besuch König Victor Emanuels III. von Italien im Vatikan aufmerksam. Wir nennen noch die Bilderartikel „Die historische Nachtsitzung des österreichischen Nationalrates“, „Der nachgezogene Ski“ und „Giraffen, Großwild, das immer seltener wird“.

Aus unserem Raritätenkasten.

122.
Chloroform wurde von Liebig und Soubeiran gemeinsam im Jahre 1831 entdeckt. 1848 wurde es zuerst angewandt.

123.
Die Sonne bewegt sich in jeder Sekunde 10 Kilometer in gerader Linie nach dem Sternbild des Herkules zu.

124.
Nur weibliche Mücken stechen; die männlichen „tanzen“ in Schwärmen.

125.
Deutsch wird von etwa 100 Millionen Menschen gesprochen, Englisch von etwa 200 Millionen, Chinesisch von etwa 400 Millionen Menschen.

126.
Zu Luthers Zeiten kannte man noch keinen Christbaum

127.
„Fob“ ist die Abkürzung für die Worte „free on bord“ (zu Deutsch: Frei an Bord) und bedeutet einem Kaufvertrag hinzugefügt, daß die Kosten des Transportes der Ware bis an Bord des Schiffes zu Lasten des Käufers gehen und daß dieser verpflichtet ist, die Ware bis an Bord des Schiffes zu befördern. „Cif“ ist die Abkürzung für die englischen Worte „cost, insurance, freight“ (Kosten, Versicherung, Fracht).

128.
Hätten frühere Zeiten bereits das Zweikindersystem durchgeführt, würden unsere bedeutenden Geistesheroen nicht geboren worden sein. Denn zum Beispiel: Lessing war das 13. Kind, J. S. Bach das 12. Kind, Mozart das 11. Kind und Friedrich der Große das 4 Kind seiner Eltern

129
Die ersten Spargelbeete in Deutschland wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelegt.

130
Die Namen der Kompaßstriche, die man jetzt gebraucht, sind von Karl dem Großen auf uns gekommen, der vor tausend Jahren die Namen für die 12 Winde erfand: Nordwesten, Norden, Nordosten, Ostnorden, Osten, Ostsüden, Südosten, Süden, Südwesten, Westsüden, Westen, Westnorden. Flämische Seeleute gebrauchten diese Bezeichnungen und haben sie vermutlich ausgebaut zu den 32 Strichen, die man jetzt auf dem Kompaß findet. Crescention hat in seiner „Nautica Mediterranea“ 1601 eine gedruckte Karte mit beiden Namensarten. Seit der Zeit bezeichnete die Lilie Norden (der Ursprung dieses Sinnbildes ist unbekannt) und das Kreuz bedeutete Osten, ein Hinweis auf die Wiege der christlichen Religion

131.
Das Stützgerüst des menschlichen Fußes besteht aus 26 verschiedenen Knochen, wozu noch die Gelenke kommen.

132.
Die südamerikanischen Ameisen höhlen in der Erde Gänge bis 4 Kilometer Länge.

133.
Die Lebensdauer eines roten Blutkörperchens beim Menschen wird auf 4 bis 5 Wochen geschätzt. Es werden im Jahre sämtliche Blutkörperchen (22 Billionen) etwa zehnmal erneuert, während der Dauer eines Menschenlebens etwa 600 bis 800mal.

134.
In Mexiko gibt es enorm viel des bei uns kostbaren Mahagoni-Holzes, das man dort zum Heizen verwendet.

Fröhliche Ecke.

Der verdächtige Name. Die berühmte Tänzerin Isadora Duncan engagierte einst einen neuen Chauffeur. „Ich pflege“, so sagte sie zu ihm, „meine Bedienten niemals mit ihren Vornamen anzureden und werde also auch Sie mit ihrem Familiennamen rufen.“ Lächelnd entgegnete der Chauffeur: „In meinem Fall wäre es vielleicht besser, wenn gnädige Frau einmal eine Ausnahme machen würden, denn wenn Sie mich bei meinem Familiennamen rufen wollten, so könnte das leicht zu Mißverständnissen führen.“ „Wie heißen Sie denn?“ fragte die Künstlerin. „Ich heiße Liebling, gnädige Frau, Rudolf Liebling!“

Das fürstliche Trinkgeld. Der bekannte amerikanische Milliardär Vanderbilt gibt angeblich niemals Trinkgeld. Kürzlich stieg er in einem kalifornischen Hotel ab. Das Stubenmädchen wartete zwei Wochen vergeblich auf einen Obolus. Schließlich sprach sie ihn an. „Ach, Mr. Vanderbilt, heute nacht habe ich geträumt, Sie haben mir 10 Dollar geschenkt!“ — „. . . 10 Dollar . . . hm . . . ein bißchen viel . . . Na, macht nichts, behalten Sie sie nur!“